

DER MAGISCHE STROM

Der Niger ist der drittgrößte Fluss Afrikas, längst erforscht und doch voller Rätsel. Wer ihm folgt, gelangt vom Regenwald bis zur Sahara, aus einer glorreichen Vergangenheit in eine ermutigende Gegenwart. Und er begegnet dabei beneidenswerten Menschen, die genau wissen, wo am Ufer ihr Platz ist.

TEXT: MICHAEL STÜHRENBURG
FOTOS: PASCAL MAITRE

Der Niger in Mali

Hier liegen Wasser und Wind im Widerstreit. Der mächtige Strom hat nur wenig Gefälle, der Wind aber kann ganze Dünen ins Flussbett drücken. Dann sucht sich der Strom einen neuen Weg zum Meer. Und entblößt dabei fruchtbare Inseln.

**Die längste Oase der Welt**

Von weit her kommen Menschen mit ihren Kamelen und Schafen. Während des Sommers ist der Niger die einzige Wasserquelle der Region. Einige Hirten marschieren drei Tage lang zum Strom.



VOR LANGER ZEIT, so Amadou Hampaté-Bâ, Malis berühmtester Schriftsteller, habe es in seinem Land eine Erdkunde gegeben, in der sich das Sichtbare mit dem Unsichtbaren vermischte. Sie konnte sich auf keine Kartografie stützen, basierte jedoch auf der Gewissheit, keine irdische Region sei von den Göttern großzügiger ausgestattet worden als *la bosse du chameau*, der „Kamelhöcker“. Ein Eden auf Erden, Hort aller denkbaren Schätze aus Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Jagd und Handel. „Die Form des Höckers entsprach exakt den Konturen, die der Hauptlauf des Niger in Mali zeichnet“, schrieb Hampaté-Bâ, „jenes Gebiet, das wir heute die Niger-Schleife nennen.“

Für Europäer hingegen ist Afrikas drittgrößter Strom ein eher schwer definierbares Gewässer geblieben. Das fing an mit Mungo Park. Dem schottischen Landarzt, der am 21. Juli 1796 als ers-

ter Weißer den Niger erreichte, fiel auf, dieser sei „so breit wie die Themse bei Westminster“. Immerhin war Park derart fasziniert, dass er Jahre später erneut aufbrach, in dem „festen Entschluss, die Mündung des Niger zu entdecken oder bei dem Versuch zugrunde zu gehen“. Was dann auch geschah; seine Überreste wurden nie gefunden.

Heute wissen wir, dass der Niger-Lauf eine fluviale Odyssee beschreibt. Seinen Ursprung nimmt er in den Regenwäldern Guineas, fließt in nördlicher Richtung, wird zum Grenzfluss zwischen Sahel und Sahara, bevor er sich nach Süden wendet und in den Golf von Guinea mündet.

Jeder einzelne seiner 4.184 Kilometer ist längst von Entdeckern und Kolonialherren vermessen und kartografiert worden. Mein Freund, der Fotograf Pascal Maitre, hat diesen Fluss bis ins schönste Detail dokumentiert. Dennoch hat sich mir, als ich ihm vor über 20 Jahren zum ersten Mal folgte, ein verwirrender Eindruck vermittelt. Zu viel Wesentliches hatte mir das Trockenheits-

gelb auf meiner Michelin-Karte verschwiegen. Die leuchtend grünen Reisfelder, getränkt von Wasser im Überfluss. Hirsefelder, die so hoch standen, dass die Bauern in ihnen verschwanden wie in einem Wald. Und Grasland, so saftig, dass man sich die darauf weidenden Rinder, Schafe und Ziegen als glückliche Tiere vorstellen musste – passend zu ihren im Schatten von Mango- und Affenbrotbäumen ruhenden Hirten. Wie passten die prallbunten Seiten dieses afrikanischen Bilderbuchs zu unseren Vorstellungen vom armen Land am Niger?

Aber zum Glück können Reisende sich eigene Kriterien für die Bewertung dieser Flusslandschaft ausdenken. Eine Möglichkeit ist es, den Niger als Gegenteil vom Kongo einzuordnen. Am Kongo bleibt der Blick über die Reling gefangen vom Wasser. Zum einen, weil auch der Kapitän unablässig auf dieses unheimliche Tosen und Wogen starrt, um rechtzeitig das Auftauchen fataler Hindernisse wie Riffs und Sandbänke auszumachen. Und zum anderen, weil die Ufer wenig Abwechslung bie- →

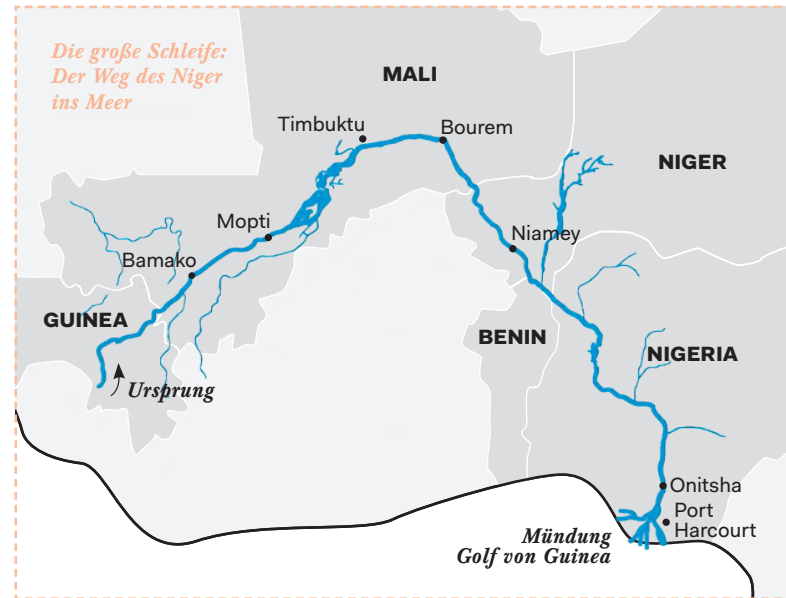
Umschlagplatz Ufer
Nirgendwo sonst entlang des über 4.000 Kilometer langen Flusses geht es so hoch her wie in der Stadt Mopti. Am Markt werden Rinder, Reis, Fisch und Salz gehandelt.

Wendepunkt Bourem
Hier, nahe an der Grenze zur Sahara, knickt der Niger in Richtung Süden. Die Kreisstadt fiel 2012 für mehrere Monate in die Hände des islamischen Staates.





**Auf dem Weg
nach Timbuktu**
Gängige Landkarten
unterschlagen dem
Betrachter das pralle
Leben im fruchtbaren
Uferstreifen. Das Land
am Niger ist meist gelb
eingezeichnet –
als wäre es trocken
und unfruchtbar.



DIE DATEN ZUM FLUSS

Nach dem Nil und dem Kongo ist der **Niger** mit 4.184 Kilometern der **drittlängste Strom Afrikas**. Er entspringt in den Bergen Guineas und fließt zunächst in Richtung Nordosten. Ab Mopti bildet er ein gewaltiges Binnendelta mit großen Seen, sammelt sich wieder, erreicht den Rand der **Sahara** und wendet sich Richtung Südosten. Mehrfach fächert er sich wieder auf. Kurz vor der Mündung teilt er sich in **drei Hauptarme** und später in ein über **200 Kilometer** breites **Mündungsdelta**. Er durchquert fünf Staaten, an seinen Ufern leben rund 110 Millionen Menschen.

ten. Oft stehen da undurchdringliche Wände aus äquatorialer Vegetation. „Matati“ nennen es die Kongolesen: ein nicht weiter spezifiziertes „Grünzeug“, das den Blick auf alles Übrige versperrt.

An Bord eines Schiffes am Niger hingegen kann den Reisenden leicht das berauschende Gefühl einer vermeintlichen Bewegungslosigkeit befallen. Weil in ihm der Eindruck entsteht, das Fließende wäre hier nicht der Fluss, sondern dessen Ufer. Was er dort vorübergleiten sieht, ist der ewige Lebensstrom des Sahel.

Am besten, man beginnt die Flussfahrt in Mopti. Wer in Malis größtem Hafen ablegt, findet schon an den Stadtufern den Schlüssel zum Verständnis einer fremden Welt. Sie ist nach Berufen geordnet: Da sind die *Songhai* und ihre zeternden Frauen. Gewaltige Matronen hinter Körben voller Reis, den ihre Männer zweimal im Jahr aus den überschwemmten Feldern des „inneren Deltas“ ernten, jenes durch Sümpfe, Bäche und Kanäle verstrickten Wassergeflechts zwischen dem Niger und seinem Zufluss Bani. Die Songhai sind Bauern.

Die Frauen der *Fulbe*, die schönsten von allen, bieten Kalebassen frischer und dicker Kuhmilch zum Verkauf. Sie kommen in Pirogen vom anderen Ufer, wo ihre Männer, Brüder und Söhne – die umgestülpten Trichter ihrer Strohhüte auf die Sonne gerichtet – Kühe, Ziegen und Schafe hüten. Die Fulbe sind Viehzüchter.

Und weil die *Bozo* Fischer sind, haben ihre Frauen ganze Uferquadrate mit geräuchertem Fisch gepflastert. Davor stapeln hellhäutige *Tuareg* Salzplatten auf den Kai, weiß und schwer wie Marmor. Ihre Lastkähne kommen aus Timbuktu, Endstation für Salzkarawanen aus dem Süden der Sahara. Die Tuareg sind Nomaden, nie halten sie

es lange irgendwo aus. Die Einzigen, die auf dem Markt von Mopti wie zu Hause wirken, sind die *Marka*. Sie sind das Volk der Händler.

Ein jeder von ihnen wird zu seinem Beruf geboren. Hier gibt es nichts Halbherziges, kein Zögern, Zweifeln, Hinterfragen. Jeder kennt seinen Platz, auf dem Markt wie in der Geschichte.

Warum wohl haben sich die sahelischen Reiche gerade dieses Gebiet zu ihrem Herzen erkoren? Das mysteriöse *Ghana*, das um das Jahr 300 im Süden Mauretaniens entstand und sich dann – durch die Macht des Goldes – von Senegal bis Niger erstreckte? Oder das prächtige *Mali*, das Afrikas Mittelalter vom 11. bis zum 17. Jahrhundert beherrschte? Oder *Dina*, jenes Reich Allahs, das bekehrwütige Fulbe noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Djenné bis Timbuktu spannten, von einer gewaltigen Moschee zur anderen? Weil keines dieser Reiche ohne den Fluss und seine Völker hätte blühen können. Viele Herrscher schmiedeten diese Völker zusammen. Doch keinem wäre es in den Sinn gekommen, sie zu verschmelzen. Was für einen Sinn hätte es, Berufe zu vermischen?

Was das Gespräch zwangsläufig auf die Maurer bringt. Und auf Gott und die Welt. Darüber, aus welcher Art von Erde Allah wohl einst den ersten Menschen geformt haben mag, herrscht im „Kamelhöcker“ nicht der geringste Zweifel. Adam war ein *Banco*-Mann, hält doch dieser Stoff den Sahel zusammen! Das göttliche Rezept: Man nehme Lehm, vermische ihn mit Wasser, Kuhmist, wahlweise Reiskleie oder Hirsesprenu, gebe eventuell noch ein wenig Karité-Butter hinzu. Der Rest hängt ab vom Verwendungszweck. Soll gebaut werden, wird Banco zu Ziegeln geformt und →

Ein Dorf am Ufer

In der Region um die Stadt Mopti leben in den Dörfern unterschiedliche Ethnien und Anhänger verschiedener Religionen.

Die Moschee von Djenné

Meterdicke Mauern, errichtet aus Lehmziegeln. Jedes Jahr erneuern Maurer den Verputz. Statt ein Gerüst aufzustellen, legen sie kurzerhand Bretter auf die aus den Wänden ragenden Balken.





Am Ufer entlang

„An Bord eines Schiffes am Niger kann den Reisenden leicht das berauschte Gefühl einer vermeintlichen Bewegungslosigkeit befallen. Weil in ihm der Eindruck entsteht, das Fließende wäre hier nicht der Fluss, sondern dessen Ufer.“

in der Sonne hartgebacken. Soll verputzt werden, bedarf es eines Breis, der vor dem Auftragen drei Tage gären muss.

So entstand auch *Djingarey Ber*, Malis Wahrzeichen. Und das „größte sakrale Lehmgebäude“ der Welt, weiß Wikipedia, sowie der „Höhepunkt der sudanesisch-sahelischen Architektur“. Vielleicht sogar noch mehr. Die Moschee von Djenné wirkt wie das muslimisch-afrikanische Gegenstück zu Notre-Dame de Paris: Drei hohe Minarette und 18 kleine Kuppeln überragen die über einen halben Meter dicken Mauern, die zum Freitagsgebet über 2.000 Gläubige umfassen. Und doch verkörpert der kolossale Bau auch die Macht der Einfachen: Die wichtigsten Männer von Djenné sind weder Fürsten noch Geschäftsleute, sondern *Bari*, die Maurer. Nicht nur, weil sie dieses Gotteshaus erschaffen haben, sondern auch, weil sie es seither jedes Jahr aufs Neue verputzen müssen. Sonst nämlich würde die Moschee mit jeder Regenzeit schrumpfen und schnell verfallen.

Zurück zum Reisen. Einmal übernachtete ich an einem Strand des *Débo*, des größten Sees Malis, eigentlich eine Weitung des Niger, rund 100 Kilometer flussabwärts von Mopti. Es war während der Regenzeit. Der Fluss dehnte sich 45 Kilometer in die Breite, wirkte wie ein Meer. Mit Mücken statt Möwen. Millionen schwirrten um uns herum. Zum Glück hatte der Kapitän, ein stiller Mann namens Ali, Moskitonetze dabei!

Am Morgen früher Aufbruch. Landschaften, Dörfer, Stunden verfliegen im Fahrtwind. Wieder wechselte das Panorama. Nach den üppigen Schilfprärien am See wurde die Vegetation spärlicher, dorniger, durchsetzt mit gewaltigen Termitenhügeln, von derselben Farbe wie die wenigen Hütten, nur höher: bizarre Denkmäler, die an nichts denken ließen als an die Verlassenheit, die sie umgab.

Sahel. Dieses Staunen vor der Immensität von Land. In Europa ist Land immer in erster Linie Boden, der sich durch seine Nutzbarkeit definiert: Ackerboden, Forstboden, Bauplatz. Hier hingegen

gibt es nur Land, himmelweit. Tauchen in der Tiefe dieses Raumes Menschen auf, wirken sie weniger überraschend als in der Wüste. Keine Feindschaft trennt sie von dieser Erde, kein Woher?, Wohin?, Warum? reizt die Neugier des Vorüberfahrenden. Nur jene Beziehungslosigkeit fällt ihm auf, das Fehlen von Intimität zwischen Mensch und Land, das kein Boden ist.

Vor solchem Hintergrund können banale Ereignisse epische Ausmaße annehmen. Ich erinnere mich an jene Fulbe-Hirten, die gerade ihre Schafherde auf eine Eisenfähre trieben. Als das Schiff – nur eine rostige Eisenplattform – ablegte, kam ein Jungstier aus dem Schatten von Eukalyptusbäumen gerannt, stürzte sich ins Wasser und schwamm der Fähre nach. Einer der Hirten stand hinten auf der Rampe. Ein ohnmächtiges Lächeln auf den Lippen, gestikulierte er in Richtung des mit der Strömung kämpfenden Tieres: „Djé! Djé!“ Komm! Doch der Abstand wurde nur größer. Das Tier ließ sich treiben, auf einen raschen Tod zu.

Da schoss eine schmale Piroge über den Fluss, getrieben von einer breitbeinig im Heck stehenden Gestalt. Bei jedem Stoß krümmte sie sich über eine lange, in den Flussschlamm gestoßene Holzstange. Ein Bozo! Herr über die Wasser des Niger, wie selbst die Kolonialherren zugegeben hatten. Wer sonst könnte hier den Lauf des Schicksals ändern, seiner Strömung noch Einhalt gebieten? Der Mann erreichte das Tier, zog es in sein Boot, ließ sich von den fernen Rufen der Fulbe feiern.

Magisches Land. Im Augenblick der Rettung tauchte der gährende Rachen eines Flusspferds vor unserem Bug auf und verschwand ebenso schnell wieder in den braunen Fluten. Kleine Schmetterlinge flatterten zu Tausenden über dem Strom, wie Kirschblütenblätter im Aprilwind. Reisen misst sich in Momenten, nicht in Meilen. Besonders im Höcker des Kamels.

